

# Die deutschen Volks-Mundarten : in Beziehung auf Geschichts- und Sprachforschung, dichterische Ausbeute und praktische Anwendung.

Autor(en): **Hoffmann, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik**

Band (Jahr): **1 (1854)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-176902>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die deutschen Volks-Mundarten

in Beziehung auf Geschichts- und Sprachforschung, dichterische Ausbeute und praktische Anwendung.

Von

Dr. Friedrich Hoffmann.

---

Wenn wir eine Periode der Literatur eines Volks nach der überwiegenden Zahl von Werken benamen können, welche einem Felde des menschlichen Wissens und Strebens vor den übrigen gewidmet wird, so leben wir Deutsche gegenwärtig in der naturwissenschaftlichen Periode. Die Naturwissenschaften sind es, in deren Dienst die größten Geister der Nation wirken, und sie haben in Deutschland das Wunder möglich gemacht, daß der bis dahin in die stolze Burg der Wissenschaft eingeschlossene und durch ihre weitläufigen Vorwerke (Gymnasien, Universitäten u.) mit vieler Kunst und Mühe vom Volke abgetrennte Fachgelehrte nunmehr gezwungen ist, auf dem so weiten und wichtigen Felde seiner ehemaligen Standesweisheit auch schriftstellerisch unmittelbar mit dem Volke zu verkehren. Die Naturkunde will zur Volksliteratur gehören, und dieses würdige Streben belohnt ein solcher Erfolg, daß sogar die ernstesten, schwer auftretenden Werke der Gelehrten allmählig auch in das Volk Eingang gefunden haben. Die Gelehrten selbst bemühen sich eifrig mit den Resultaten ihrer Forschungen immer tiefer und bis zu den untersten Schichten der Nation vorzudringen, so daß wir dermalen in Deutschland ein und denselben Gegenstand zu gleicher Zeit Platz fassen sehen in allen Zeit- und Volkschriften, vom einfachsten Kalender bis zu den feinsten Journalen der Salons.

Diese Herrschaft der Naturkunde über die Geister muß von dem wohlthätigsten Einflusse nicht bloß für Landwirthschaft, Gewerbe und Künste, sondern auch für die übrigen Zweige der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft werden. Es ist ein trauriger Abwurf der Zeitverhältnisse, daß in so vielen Lebenskreisen die alten Streitfragen ins immer Kleinere zersplittert werden,

daß die Geister ganzer Disciplinen immer wilder auseinanderfahren, daß eine babylonische Begriffsverwirrung Schulen und Sekten schafft und trennt, und zwischen den vorwärtsdringenden und rückwärtszerrenden Koryphäen und ihren Trabantenschaaren ein großer Haufe steht, der vor dem unheimlichen Kampf sich nicht anders als mit dem Schild der Gleichgültigkeit gegen Alles zu schützen weiß. In dieses Chaos gehört der große Ordnungsruf der Natur.

Der Ordnungsruf! denn das Studium der Geschichte der Natur führt uns zu der anderen Erscheinung des Weltalls, die nach der Schöpfung selbst das größte Wunder ist: das Gesetz, nach welchem das Weltall vom Anfang bis in Ewigkeit fortbesteht. Je mehr wir der Erkenntniß dieses Gesetzes, nach welchem Gott die Welt regiert, uns nähern, desto klarer tritt die unerschütterliche Ordnung in der Verwaltung aller Mittel und Kräfte der Natur uns entgegen, vom Bestehen und Bergehen des Sterns am Himmel wie des Steins am Wege. Dazu gelten diese unermüdlchen Forschungen einem Felde des Wissens, auf dem alle Menschen wandeln, das nicht in Büchersammlungen Millionen für immer verschlossen ist, sondern das selbst als ein offenes Buch vor Aller Augen daliegt. Und wie wir diesen Forschungen als erste Wohlthat das verdanken, daß dem Aberglauben seine geisttödtende Macht mehr und mehr entrissen wird, dann, daß die Gaben der Natur täglich besser zum Nutzen der Menschen verwendet werden, und daß der Mensch sich vor Allem daran gewöhnt, die natürliche Bestimmung der Dinge zu ergründen, um nicht dieser Entgegengesetztes mit ihnen erreichen zu wollen, — ebenso kann es nicht ausbleiben, daß auch auf dem rein geistigen Gebiet in allen seinen Theilen immer weiter die Willkühr des Einfalls vor dem Gesetze des Gedankens zurückweicht.

Es hilft kein Verschließen der Augen mehr; die Erkenntniß sichert durch die engsten Rißen tiefer und tiefer in das Bewußtsein der Massen, daß die Natur allein die Lehrerin aller Gesetze und aller Ordnung ist und Nichts auf Erden seine Bestimmung erfüllt, das nicht fest und treu ihrem Fingerzeig folgt.

Dieser naturwissenschaftliche Zug der Zeit hat auch die ethnographischen Studien erfaßt und ist bis zur Politik vorgedrungen. \*) Und einmal so weit

---

\*) W. S. Niehl „Land und Leute“, (Stuttg. u. Tüb. 1854) macht in der Einleitung „Das Volk als Kunstobjekt“ darauf aufmerksam, wie die Gegenwart in ganz anderer Weise als irgend eine frühere Periode das Volk als Gegenstand der Kunst auffasse. Während man früher einzelne hervorragende Persönlichkeiten zum Gegenstand künstlerischer Darstellung gemacht, das Volk aber nur als angedeutete Staffage in den Hintergrund gestellt, werde es jetzt mehr und mehr eine Hauptfigur, die sich in breiter Individualisirung in den Vordergrund von Bildern und Dichtwerken stelle. Aber

vorgeschritten, mußte er auf dem natürlichsten Wege zu den Forschungen übergehen, welche die Leuchte der Völkerkunde sind, zu den Sprachforschungen. Und so ist denn auch unsere Pflicht, jenen Fingerzeig der Natur bei der Betrachtung unseres Gegenstandes nicht außer Acht zu lassen.

Aus dem Vorhandenen hervorgehen, eine Zeit lang bestehen, und dann in Anderes über-, in Anderem aufgehen, — diesem allgemeinsten Naturgesetz sind, wie die Völker und Volksstämme, so auch die Sprachen und Mundarten unterworfen. Die Gesetze der Entstehung der Sprachen sind noch unergründet; von ihrem Bestehen und ihren allmählichen Verwandlungen sprechen Tausende von Schriften; aber auch ihr Verfall und Untergang hat seinen natürlichen Verlauf und folgt bestimmten Gesetzen, die, je mehr die Forschung in Geschichte und Völkerkunde vorwärts dringt, immer deutlicher an das Licht treten. Von den Lehren, welche wir diesen Forschungen bis jetzt verdanken, mögen hier einige in wenige Sätze zusammengedrängt stehen.

Die Sprache ist der lebendige Ausdruck des Volksgeistes. Jedes tüchtige Volk hat eine tüchtige Sprache, wie wir in der Masse des Volkes den tüchtigen Mann aus seinem Wort erkennen. Die Urthümlichkeit und Reinheit der Sprache ist das Zeugniß eines festen, unverfälschten Volkscharakters; einem gesunkenen Volk ist, wie seine Ehre, auch seine Sprache gleichgültig, und die Gesunkensten des Volkes werden dem zerstörenden Fremden zuerst und am meisten huldigen. Ein gesunkenes Volk kann nur durch eigne Kraft sich wieder erheben: eine Sprache, die einer fremden zur Lehrerin bedarf, ist keiner Selbstständigkeit mehr werth. Keine Sprache besteht ewig; aber jede Sprache, in welcher die höchste Blüthe des Geistes, die ein Volk erreicht, in Schriftwerken niedergelegt ist, überlebt ihr Volk und geht erst mit dem letzten Blatte dieser Werke unter. Das Volk aber geht unter mit seiner Sprache. Gilt das Volk seinem Verfall zu, so hilft kein Stützen der Sprache: man reinigt mit der Sprache nicht auch das Volk. Was zum Sterben reif ist, stirbt. Aber so lange noch Lebenskraft in ihm ist, muß ihm seine Pflege werden, wie dem Todkranken durch den Arzt. Ist eine Sprache selbst nicht mehr zu retten, so liefert doch jede hinsterbende die Reime für eine künftige.

---

nicht bloß der Künstler und Dichter könne aus dieser neuen Auffassung des Volks als einer Gesamtpersönlichkeit Gewinn ziehen, sondern auch in noch reicherm Maße der Staatsmann und der politische Schriftsteller. Auch die Menschenwelt müsse, wie die Natur, als abgerundeter Organismus, als Kosmos, aufgefaßt werden." (Deutsches Museum, 1854, Nr. 32. „Naturlehre der deutschen Stämme und Staaten" von Karl Klüpfel.)

Jede Sprache ist, den Gesetzen der Natur gemäß, wandelbar, jede hat, wie der Mensch, ihre liebenswürdige Kindheit, ihre Flegeljahre, ihre jungfräuliche Entwicklungsperiode, ihre Blüthenzeit und ihr hinwegendes Alter. Und, wie der Mensch, scheidet manche Sprache in der Kindheit aus dem Leben, manche in der schönsten Blüthe, während andere mit zäher Beharrlichkeit der Vernichtung trotzen. Wie viele Sprachen mögen auf der Erde schon dahin geschwunden sein, von denen nicht die geringste Spur auf uns gekommen ist! Wo wir aber die Geschichte eines Volkes kennen, das seine Sprachdenkmale bis in alle Zeiten bewahrt hat, da sind auch die Ursachen ihrer Umwandlungen erforscht. Vom mächtigsten Einfluß auf die Sprachen sind der Krieg, der Handel, die Religion und die Auswanderung. Sie sind die Hauptursachen aller Sprachmischungen, der Herrschaft einzelner Sprachen über vielerlei Völker und des Verfalls und Untergangs anderer. Krieg und Religion bewirken raschere, weil gewaltsamere, Umbildungen; der Handel breitet seine Sprachherrschaft nur allmählig aus. Während aber der Krieg wie ein großer Strom seine Bahn verfolgt und seine breiten Spuren in bestimmter Richtung hinterläßt, suchen Religion, Handel und Auswanderung auch die abwärts vom Zeitstrom liegenden Stätten auf und schaffen jene Sprachinseln, welche der Sprachenatlas uns in allen Ländern der Erde zeigt.

Werfen wir, um unserem Gegenstand näher zu kommen, einen Blick auf die deutsche Sprachkarte, so haben wir nicht bloß ein großes Stück deutscher Geschichte, sondern das deutlichste Spiegelbild der Seele des deutschen Volks mit ihren mächtigsten Regungen selbst vor uns. Groß und breit liegt es da, nach Ost und West die Arme weit ausstreckend; aber auch fast bis in sein Innerstes zerrissen von einem fremden Sprachkeil \*) und mit einer fremden Sprachinsel \*\*), an deren Ueberfluthung bis heute die deutsche Brandung vergeblich gearbeitet hat.

Beginnen wir unsere Betrachtung der Sprachkarte an der Südgrenze des Reichs. Hier sehen wir die Alpen längst als Sprachgrenze überwunden. Das Deutsche ist über den Kamm des Gebirgs gestiegen und auf der südlichen Abdachung desselben hinuntergegangen, bis die französischen Dialekte Savoyens, das Romanische der Rhätier, die italienischen Dialekte von Piemont, Mailand, Bergamo, Trient und Friaul und endlich die slavische Mundart der Slowenen im Königreich Illyrien dem deutschen Vordringen ein Ziel setzen. Nur von der Schweiz aus hat das Deutsche einen tiefern Keil zwischen das Französische

---

\*) In Böhmen und Mähren.

\*\*\*) Die Laufig.



und Italienische hineingeschoben, der bis jenseits des Monte Rosa herausreicht und in Fontanamore seine Spitze hat. Nimmt man zu diesem Keile die zwei tiefen Einschnitte, welche die politische Herrschaft der Deutschen in das italienische Sprachgebiet bis zum Gardasee und in das slavische bis in die Halbinsel Istrien hinein gezogen, so bewahrt uns die Karte drei Zacken, die uns an jene längst zerbrochene Krone erinnern, und derenwillen die Kraft und Blüthe des deutschen Volks von seinen Kaisern Jahrhunderte lang auf diesen Wegen zum Kampf um die Weltherrschaft geführt wurde. Deutsche Sprachinseln liegen in und vor jeder der beiden letzteren Spitzen \*) noch heute zerstreut, wie Edelsteine, die aus der alten Reichskrone her verloren gegangen sind.

Die westliche Grenze unseres Sprachgebiets erzählt uns die Geschichte von Deutschlands jammervollster und jämmerlichster Zeit. Ein großes Dreieck, dessen längste, dem französischen Nachbar zugekehrte Seite von der Schweiz bis zur wallonischen Grenze von Belgien reicht, gehört der deutschen Sprache auf französischem Staatsgebiete; nur ist unsere Sprache in dieses Gebiet nicht siegreich vorgedrungen, sondern sie kämpft mühsam auf verlorenem Boden um eine kümmerliche Existenz. Der Kreis von deutschen Sprachinseln, Lünstadt, Nancig, Marbach, Görz und Meß, erinnert nur daran, daß auch Toul und Verdun einst zum Reiche gehörten. Der lothringische Dialekt ist, bei dem Mangel an deutschem Schulunterricht und der vollkommenen Losgeriffenheit dieser Volkstheile von der deutschen Schriftsprache, so von Patois überwuchert, daß die letzte Spur von deutschen Lauten dort bald verschwunden sein wird. Für den Elsaß bilden die Vogesen noch eine festere Grenze; dort sind noch deutsche Schriftsteller und Dichter bemüht, dem Volke gegen das an der Hand der Staatsgewalt eindringende Französische seine Sprache zu retten. Aber selbst dort sammelt man bereits alles ächt Volksthümliche, wie die Kinder- und Volksliedchen, die Spielreime und Märchen, »als Zeichen und Zeugen einer versinkenden Zeit, um sie in die alte Geschichte des Elsaß einzutragen und ihnen als lieben Todten ein bescheidenes Denkmal zu setzen.«

Wir gehen zur Nordgrenze. Die deutsche Sprache feierte im Norden ihre größten Triumphe. Hier hatte sie fast das halbe Norddeutschland für sich erst zu erobern, und sie that nicht nur dieß, sie drängte nicht bloß die Slaven von der Elbe bis zur Oder, ja bis zur Weichsel zurück, sondern machte sich zum Herren der Ostseeküste, weit über die Grenzen des deutschen Reichs hinaus. Die Religion drang kämpfend vorwärts, und wohin die Schwerter der deutschen

---

\*) Die VII. Communi, Gottschee 2c.

Ritter nicht reichten, dahin trugen die Schiffe der Hansa deutsche Kultur und deutsche Sprache. Und so sehen wir Beide noch heute herrschen von Dünkirchen in Frankreich bis Riga in Rußland, an den Küsten zweier Meere. Wie zwei sehnsüchtig und liebend nach dem Meere ausgebreitete Arme strecken sich die Sprachgebiete nach West und Ost die Küsten entlang, — ganz so sehnsüchtig und liebend, wie das gesammte deutsche Volk zum Meere blickt. Wer verlangt ein unumstößlicheres Zeugniß für den Beruf der Deutschen zur Seeherrschaft, als uns die Sprachkarte von Deutschland gibt? Ist sie nicht wirklich hier das vollkommenste Spiegelbild der Seele des deutschen Volks? Und war es nicht eine ihrer mächtigsten Regungen, als der Aermste im äußersten Süden, der keine Hoffnung hat, je im Leben das Meer und seine Herrlichkeit zu schauen, sein Scherflein so freudig zur Gründung einer deutschen Flotte gab, als der Reichste im Norden? — Mit dem Muth und der Beharrlichkeit des Seevolkes vertheidigt man im Norden Schritt vor Schritt den deutschen Sprachboden gegen den fremden gewaltigen Andrang; es ist demnach sicherlich nicht Schuld des Volkes, daß man sein altes Küstengebiet von Dünkirchen bis Riga gegenwärtig bis auf den schmalen und durch Schleswig-Holsteins Verlust noch unterbrochenen Strich von Emden bis Königsberg hat zusammenschrumpfen lassen.

Hat das Deutschland der Sprachkarte in West, Süd und Nord ein Gebiet von 9 Millionen deutscher Bevölkerung verloren, so hat es gegen Osten eine fast gleich große Volksmasse der slavischen und lettischen Zunge sich politisch unterworfen. Derselbe Kampf, den wir an unserer Westgrenze (leider! nur) beobachten, wiederholt sich an der Ostgrenze: wie dort die Deutschen des Französischen, streben hier die Slaven, des deutschen Einflusses sich zu erwehren; wie dort die Männer im Elsaß vertheidigend und die Vereine der Bläminger in Belgien angriffsweise fechten, so sucht hier die große slavische Sprachinsel der Kaußiß vor dem deutschen Einfluß zu retten, was noch zu retten ist, während die Tschechen, der mächtige Sprachkeil, der Mittel- und Süddeutschland bis in das Herz des Reichs trennt, durch Vereine und Volksschriften einen längst verlorenen Boden wieder zu erobern trachten. Nur ein Unterschied ist zwischen Beider Bestrebungen: hinter den Slaven und ihrem panslavistischen Schild steht Rußland, mit seiner Macht geheim und offen fördernd, während für die wackeren Streiter jenseits des Rheins nur die frommen Wünsche Einzelner in Deutschland Worte ohne Thaten bereit haben. Dagegen haben Auswanderung und Handel schon frühzeitig nach Osten hin ihre Kultur bringende Kraft bewährt. Die Zipß und das Sachsenland in Siebenbürgen sind gleichsam zwei befestigte Sprachinseln im Norden und Osten

des slavischen und ungarischen Oesterreichs, zwischen denen und dem Mutterlande die vielen deutschen Inselchen, welche durch einen großen Theil der städtischen Bevölkerung dieser Länder gebildet werden, ebenso viele Stationen der fortschreitenden Kultur sind.

Daß die Sprachkarte eine Lehrerin der Geschichte ist, zeigt uns am deutlichsten der slavische Sprachkeil, der durch Mähren und Böhmen in Deutschland eindringt. Bernhardi in Kassel, der Erste, der eine deutsche Sprachkarte entworfen, sagt hierüber Folgendes: »Wenn uns auch keine geschichtlichen Nachrichten darüber belehrten, so sähen wir schon aus der bloßen Gestalt der Sprachgrenze, daß der Sturm der Völkerwanderung von Osten her über Europa eingebrochen ist. Das Donauthal bildet die große Völkerstraße, auf welcher Sarmaten, Hunnen und Avaren gegen Westen vorzudringen suchten. Die Letzteren stürmten keilsförmig durch die jetzt von den Magyaren eingenommene ungarische Ebene auf die slavische Völkermasse und drängten den einen Theil nach dem adriatischen Meere, den andern nach den Karpathen und nach den böhmischen Gebirgen, wo die fortgeschobenen Massen an der niedrigsten Stelle — durch Mähren — in den böhmischen Bergkessel eindrangten und dessen Ebenen besetzten, während die Deutschen in die Berge weichen mußten und auf den mährischen Höhen sich kaum noch inselweise zu behaupten vermochten. Man streitet bekanntlich noch immer, ob die Deutschen im Riesengebirge und in den Sudeten Urbewohner, oder germanisirte Slaven, oder auch spätere deutsche Einwanderer seien. Hätten die streitenden Theile die Mundart der dortigen Gebirgsbewohner, statt mit dem Schwedischen, mit den zunächst gelegenen österreichisch-bayerischen Mundarten vergleichen wollen, so hätte sich vielleicht schon herausgestellt, daß die beiden Ufer dieses slavischen Volksstroms, deutsch Mähren bei Znaim und deutsch Schlesien westlich von Glas und Jägerndorf, die Spuren früheren Zusammenhangs fast eben so deutlich tragen, als die an dem Durchbruche eines Flusses sich gegenüberstehenden Felsenwände.«

Wie fern unserem Gegenstand auch die Politik liegt, so müßte der Freund seines Landes und Volks doch die Augen völlig verschließen, träte ihm vor unserer Karte nicht auch eine große Mahnung vor die Seele. Vom Osten drängt die sprachliche Macht der Slaven bis zur Grenze Bayerns vor, von Westen die politische Macht Frankreichs, wiederum im spitzen Keil der Slavengrenze zugelehnt, bis unweit Rastadt; beide Grenzen scheidet eine Strecke von 80 Meilen deutschen Lands; — 80 Meilen — sicherlich keine Breite für ein großes Reich, zumal wenn man bedenkt, daß es noch viele Dinge in der Welt gibt, die nicht bloß mit Bayonneten ausgefochten werden. Der Sprachen-



Kampf, der keiner der geringsten Faktoren in dem preußisch-polnischen, wie den österreichisch-slavischen und ungarischen, sowie selbst in den schleswig-holsteinischen Erhebungsversuchen war, ist von den großen Ereignissen der Zeit nur leise überdeckt, nun und nimmermehr erstickt. Er wird, ja, er muß wieder ausbrechen, das liegt in der Natur des Menschen und der Völker; diese Bestrebungen und Kämpfe sind sogar so berechtigt und so ehrenvoll, daß nur das Gesetz der Gewalt sie verdammen kann. Seine höchste geistige Ausbildung kann der Mensch nur in seiner Muttersprache erhalten\*); die höchste Zierde, der höchste Stolz eines Volkes sind die Meisterwerke seiner Sprache, und nur im Gebiet seiner Sprache kann ein Volk die höchste Stufe der Entwicklung seiner Bildung und seiner Macht erreichen. Das beweisen die europäischen Kulturvölker der alten Welt, Griechenland und Rom, wie die der Gegenwart, Deutschland, England und Frankreich.\*\*)

Das Gefühl dieser Wahrheit mit dem Streben nach selbstständiger Machtentwicklung beseelt auch die Slaven, und sie werden selbst unter der mildesten deutschen Regierung immer in sprachlicher, folglich nationaler Beziehung Feinde der Deutschen bleiben. Wie aber, wenn eine große feindliche Gewalt dieses volksthümlichen Strebens und Sehns nach sich bemächtigte und es als Mittel erfaßte für ihre Zwecke? Der Panславismus ist kein Gespenst, und dieser slavische Sprachteil könnte leicht zur Faust werden an einem sehr starken Arm, zu einer Faust am Ganzen Deutschlands! —

Aus diesen wenigen Andeutungen wird sich unseren Lesern bereits mehr als ein Moment für die Wichtigkeit und das vielfache Interesse des Studiums der Geschichte der Muttersprache hinsichtlich ihrer Grenzen gegen das Ausland ergeben haben. Nicht geringere Wichtigkeit für die Sprache selbst und noch bedeutenderes Interesse für das Volk, seine Geschichte und seine Selbstkenntniß bietet das Studium der Mundarten und ihrer Grenzen innerhalb des deutschen Sprachgebiets.

Es bedarf in unserer Zeit wohl kaum noch der Bemerkung, daß die Dialekte nicht ein durch die Zunge des Volks verdorbenes sogenanntes Hochdeutsch (wie man die Schriftsprache häufig bezeichnet), sondern daß sie die

---

\*) Herder sagt: „Wenn Sprache das Organ unserer Seelenkräfte, das Mittel unserer innersten Bildung und Erziehung ist, so können wir nicht anders als in der Sprache unseres Volkes und Landes gut erzogen werden.“

\*\*\*) Nordamerika ist kein Beispiel gegen diesen Satz, denn dort strömen vor unseren Augen erst die Elemente zu einer neuen Nation aus allen Theilen der Erde zusammen, und es bleibt der Zukunft vorbehalten, zu zeigen, ob, wie es jetzt den Anschein hat, die Mischung dazu gerathen ist.

Wurzeln des Raumes sind, der jetzt als Schriftsprache sich zum alleinigen und allgemeinen Träger der Bildung der deutschen Nation erhoben hat. Nur als nothwendige Brücke auf dem Gange dieser Darstellung füge ich die bekannte Notiz hinzu, daß die heutige Schriftsprache und namentlich unsere Prosa aus dem großen Religionskampfe des 16. Jahrhunderts hervorgegangen und daß Luther Haupterwecker und Verbreiter derselben gewesen ist. Vorher schrieb man in allen deutschen Dialekten, namentlich hatte die »liebliche, melodische, naive und doch so kräftige alemannische Mundart der oberdeutschen Sprache von den Hohenstaufen bis auf Luther sich als selbstständige Literatursprache entwickelt«\*) und eine solche Ausbildung erlangt. Diese erste Blüthe der deutschen Sprache wurde erstickt durch diejenigen, denen ihre Pflege zunächst hätte am Herzen liegen sollen: durch die Gelehrten. Sie zogen ein barbarisches Latein der Muttersprache vor, und so blieben die Dialekte dem Volke überlassen und wurden von ihm erhalten, aber ohne Fortbildung durch Schriftdenkmale. Auch die von Luther geschaffene und an Reichthum und Kraft so ausgezeichnete Schriftsprache verfiel dem allgemeinen Geschick Deutschlands im 17. Jahrhunderte. Ueberwuchert von französischem, provenzalischem und lateinischem Gestrüpp, zwischen dem ihre schlangenartig langen und in einander gewundenen Perioden sich endlos hindurch zwängten und athemlos beim langersehnten Punktum ankamen, ward sie dem Volke fremd und den Gebildeten und den höheren Ständen, die in Deutschland stets zuerst dem Fremden huldigten, ein Gräuel. Auf welche Weise die deutsche Sprache von diesem argen Bann erlöst wurde, wie patriotische Gesellschaften und gelehrte Genossenschaften vergeblich an derselben zu reinigen suchten, wie dann abermals erst die Dichter, Männer, die aus dem Volk emporgewachsen waren, dem Volke seine Heimathlaute wieder in verständlicher und anmuthiger Form entgegen brachten, wie hierauf der große Thomasius das damals Unerhörte wagte, die Wissenschaften in deutscher Sprache zu bearbeiten und seinen Studenten deutsch vorzutragen, und Chr. Wolf sie zur Trägerin seiner Philosophie erhob, bis endlich Klopstock die ganze Nation für deutsche Dichtung wieder begeisterte und Lessing mit dem Schwerte seines Geistes alles Unkraut bis auf die Wurzel zerhieb, so daß Goethe und Schiller auf gereinigtem Boden ihre ewigen Werke deutscher Ehre aufbauen konnten, — dies Alles ist ja längst allbekannt.

Ueber die Dialekte waren diese Kämpfe und Wirren der Schriftsprache

---

\*) A. Stöber, Proben aus einem elsäpischen Idiotikon, in den Elsäpischen Neujahrsblättern für 1846.

dahingegangen, ohne sie zu berühren. Sie waren gerade zu der Zeit, wo sich die Gelehrten durch das Latein und die vornehmen Stände durch das Französische vom geistigen Verkehr mit dem Volke schieden, sich selbst am treuesten geblieben und hatten der verdorbenen Schriftsprache gegenüber mit ihrer Selbstständigkeit ihre urthümliche Reinheit bewahrt — und bewahren sie zum Theil noch heute. Wir sagen zum Theil, weil das Verhältniß zwischen Dialekt und Schriftsprache seit dem neuen großartigen Aufschwunge der letzteren ein umgekehrtes geworden ist. Die deutsche Schriftsprache ist vielleicht dem höchsten Grade ihrer Ausbildung nahe, während die Mundarten theils auf ihrer früheren Stufe stehen geblieben, theils entartet, theils ihrem Untergange nahe gekommen sind. Wie die großen Nationalsprachen, führen auch die Mundarten ihre nachbarschaftlichen Kämpfe auf. Es entstehen Mischungen und Zusammenflüsse einzelner Dialekte; der eine wird vorherrschend, andere verlieren an Boden oder, was noch schlimmer ist, an Eigenthümlichkeit. Manche Dialekte sind sogar an gewisse Stände und Beschäftigungsweisen der Einwohner gebunden, (wie z. B. im Neckar- und Remsthal nur der Dialekt des württembergischen Weingärtners auch in den Städten noch unverändert geblieben ist), und diese gehen mit den betreffenden Erwerbszweigen unter. Allen aber droht die Schriftsprache mit der Vernichtung ihres besten Theils, d. h. die Macht der ebenden Kultur arbeitet an der ursprünglichen Anschauungsweise der Menschen so eifrig herum, daß mit dieser viele der treffendsten Ausdrücke, Bilder und Wendungen der Volkssprache allmählig verloren gehen. Allerdings gilt auch hier das Naturgesetz, daß der Sturm nur bricht, was ihm im Wege steht. Wie der Strom der Zeit ganze Völkersprachen hinweggeschwemmt hat und doch einzelne Dialekte derselben, die sich mit Trümmern des Volks abseits vom Strom eine Stätte erflüchtet hatten, unberührt ließ, so sind auch nur diejenigen Dialekte der Umwandlung oder Vernichtung durch den Zug der Kultur am meisten ausgesetzt, welche den Einflüssen der Schriftsprache am zugänglichsten sind. Ist auch dies, soweit dadurch der Civilisation und besonders den einheitlichen nationalen Bestrebungen Bahn gebrochen wird, nichts weniger als zu beklagen, so darf dagegen eben so wenig verschwiegen werden, daß die Schriftsprache dem Volke fast eben so viel nimmt, als sie ihm gibt. »Denn«, sagt eine urtheilsfähige Stimme, »noch ist den Dialekten mancher Vortheil geblieben, der unserer Schriftsprache abgeht. Traulich und zwanglos schmiegt sich der Volksdialekt mit voller Sicherheit an die Vorstellungen, welche er ausdrücken will, und nicht selten stehen ihm auch gefällige Formen neben derben und rauhen zu Gebote. Er hat einzelne von der höhern Sprache längst aufgegebene Tugenden des Alterthums bewahrt, und besitzt namentlich

von dem Wohllaute der alten Formen wie zufällig noch kleine Theile. Hat die Volkssprache nun auch den Keim zur Veredelung eingebüßt, der in den alten Dialekten lag, so ist ihr dagegen ihre unnachahmliche kindliche Naivität, die Ursprünglichkeit ihrer Anschauungsweise und vieler ihrer Bilder und Wendungen, geblieben.« Und dies gilt uns als der edle Kern der Dialekte, der einer liebevollen Beachtung und einer sorglichen Pflege werth ist.

Dieses Kerns muß sich die Schrift bemächtigen.

Man mißverstehe uns nicht, wenn wir heute wiederholen, was der Verfasser dieses in seinem Ausrufe »die deutschen Volksmundarten und ihre poetische Benützung« schon vor zehn Jahren den deutschen Dichtern an das Herz legte. Es liegt uns nichts ferner, als der Gedanke, eine Ausbildung der Dialekte durch Schriftwerke für möglich zu halten und ihnen durch dergleichen eine literarische Selbstständigkeit neben unserer Nationalliteratur verschaffen zu wollen. Auch wenn dies möglich wäre, könnte es längst nicht mehr wünschenswerth sein; unsere stammverwandten Sprachnachbarn geben uns über den Werth der Dialektselfständigkeit neben der alleinherrschenden Schriftsprache hinlängliche Belehrung. Holland hat aus seinem Zweig des Plattdeutschen einen eignen Baum gezogen, — und zu welchem Nutzen? Seine politische Selbstständigkeit ist dadurch nicht fester, aber seine literarische Armuth um Vieles größer geworden, während die in vollkommener politischer Selbstständigkeit dastehende Schweiz sich mit der deutschen Schriftsprache auch den ganzen Reichthum der deutschen Literatur bewahrt hat.

(Fortsetzung folgt.)

### Einige Synonyme des Plattdeutschen in Westphalen \*).

Der westphälische Bauer, dem sein Acker vorzüglich am Herzen liegt, hat sich manigfache Bezeichnungen für die verschiedenen Arten desselben er-

\*) Unter Westphalen verstehen wir hier nicht ausschließlich die preuß. Provinz gleiches Namens. Diese trägt bei Land und Leuten nur in den nördlichsten Gränzstrecken den eigentlich westphälischen Charakter. Die südlicher gelegene Grafschaft Mark hat unter ganz anderen Naturverhältnissen von je eine völlig verschiedene Daseinsweise geführt und Culturepochen durchgemacht, von welchen die nördlicheren, weniger begünstigten Gegenden kaum berührt wurden; — man denke nur an die Kunstentwicklung, welche im 15. Jahrh. in der Mark so eigenthümliche Blüthen trieb. Die heutigen Reste des alten Westphalens sind in dem Theile des Königreichs Hannover zu suchen, welcher sich zwischen den preussischen und oldenburgischen Gränzen erstreckt, also im Bereiche des alten Fürstenthums Osnabrück und weiter hinab bis zu den